

Cressy.

Roman von Bret Harle.

(Nachdruck verboten.)

Ein schriller weiblicher Chor bringt mit Lobpreisungen auf sie ein, hie und da mit einem Anflug von Neid; ein Duzend kühner Kavaliere, dreist gemacht durch ihre Munnut und Schönheit, beanspruchen sie für den nächsten Walzer. Sie entgegnet nicht zu ihnen, sondern zu ihm: „Nicht mehr,“ und verschwindet in der Menge mit einer seltsamen Schüchternheit, welche ihr reizend steht. Doch so stark ist das Bewußtsein ihrer gegenseitigen Liebe, daß sie einander nicht vermissen, und er wendet sich ab, als sei das nächste Stellbischein bereits verabredet. Einige beglückwünschen ihn zu seiner Fertigkeit. Hansens „Prinz“ betrachtet ihn neugierig; einige von den Alten schütteln ihn verblüfft die Hand, als wären sie nicht ganz sicher, ob sich diese Kunst auch mit seinem Beruf vertrage. Auf ihre fragenden Blicke antwortete er lachend, daß dieser eine Walzer die einzige Ausnahme sei, welche sein Beruf ihm gestatte. Ein einzelnes breites, plumpes, rachsüchtiges Gesicht fällt ihm aus der Menge entgegen: Seth Davis. Er hatte ihn nicht gesehen, seit er die Schule verlassen, hatte sein Vorhandensein völlig vergessen, und auch jetzt gedachte er nur seines Nachfolgers Joe Masters und schaute sich um, ob Cressys neuester Lehrer anwesend war. Erst als er die Thür erreicht hatte, begann er ernstlich an Seth Davis' eifersüchtige Miene zu denken und heftiger Unwille stieg in ihm auf. „Warum hatte der Narr seine Eifersucht nicht gegen den sie öffentlich compromittierenden Masters gerichtet?“ dachte er. Sofort wandte er sich um und ging zurück mit der unbestimmten Absicht, jenen anzureden, doch der junge Mann war bereits verschwunden. Während dieser Vorfall noch seine Gedanken beschäftigte, traf er auf Onkel Ven und Hiram Mc Kinstry, die inmitten der andern Zuschauer in der Thür standen. Könnte nicht Onkel Ven gleichfalls eifersüchtig sein? Und wenn sein einziger Tanz so compromittierend war, warum konnte nicht Cressys Vater Einspruch erheben? Allein beide Männer — wiewohl Mc Kinstry für gewöhnlich eine unvernünftige Geringschätzung gegen Onkel Ven an den Tag legte — waren einmütig in ihren Glückwünschen und in ihrer Bewunderung.

„Wie ich Sie so 'ransegehn sah, Herr Ford,“ sagte Onkel Ven gedankenvoll, „da sagt' ich zu den andern: „Paßt auf, Jungens, nu könnt ihr 'was sehen.“ Und wie Sie den ersten Schritt gemacht, da sagt' ich: „Das ist französisch — feinste französische Manier — nach'm besten Meister — und nach'm Buch. Denn warum?“ jagt' ich, „s ist derselbe lange Schleifstrich, wie er 'n beim Schreiben macht. Da ist der lange Ausstrich und her leichte Bogen nach rechts ohne Schlinge. G'rad' so 'n Schwung hat er, wenn er Gedichte liest. Das nennt man die Poesie der Bewegung,“ sagt' ich. „Und Ihr könnt Eure Stiefel drauf wetten, Jungens, das kommt von der Bildung.“

„Herr Ford,“ sagte Mc Kinstry ernst und schwang leicht einen lavendelfarbenen Lederhandschuh, mit dem er seine verstümmelte Hand verbarg und der gleichzeitig auf die festliche Gelegenheit hindeutete. „Ich hab' Ihnen zu danken, daß Sie mein Kind aufgefordert haben, denn sie ist 'n unerfahrenes Füllen und hat nicht die rechte Gangart. Ich tanze nicht, besonders in dem Dingsda — und ich seh' heutzutage auch nicht viel tanzen, weil ich mit dem Vieh so viel zu thun habe, aber wie ich Sie beide eben sah, da kam 'was über mich und ich hab' mich nie im Leben so ruhig gefühlt.“

Das Blut stieg dem Lehrer in die Wangen mit dem unerwarteten Gefühl von Schuld und Scham. „Aber,“ stammelte er verlegen, „Ihre Tochter tanzt selbst schön; sie hat gewiß viel Uebung gehabt.“

„Das,“ entgegnete Mc Kinstry und legte seine behandschuhte Hand ihm nachdrücklich auf die Schulter, wobei der leere kleine Finger in die Höhe stand, „kann schon sein, aber ich wollte sagen, daß mir die einfache, gemüthliche Manier gefallen hat, wie Sie's thaten. Zum Schluß, wie Sie sie fester anfaßten und sie thren Kopf fallen ließ, als wollt' sie ihn in

Ihre Brusttasche stecken und wollt' schlafen, als wenn sie noch 'n kleines Mädel wär, da mußt' ich an die Zeit denken, wo ich sie am Platt River neben dem Wagen auf dem Arm trug, und ich wünschte, meine Alte könnt's mit ansehen.“

Der noch mit der Röthe kämpfende Lehrer warf einen raschen Seitenblick auf das rote Gesicht Mc Kinstrys, doch auf seiner befriedigten Miene war nichts von der Ironie zu erkennen, welche das Schuldbewußtsein des Lehrers herauszuhören geglaubt hatte.

„Ist Ihre Frau denn nicht hier?“ fragte er gedankenlos. „Sie war in der Kirch.“ Sie meinte, ich sollt' nach

Cressy sehen — sie dürft's nicht. Kommen Sie 'n bißchen hier herunter; ich möcht' Ihnen was sagen.“ Er schob seine verstümmelte Hand dem Lehrer unter den Arm, wie er es früher schon gethan, und ging mit ihm in einen Winkel. „Haben Sie zufällig Seth Davis hier gesehen?“

„Ich denke ja, eben jetzt,“ entgegnete Herr Ford.

„War er unerschämt zu Ihnen?“

„Durchaus nicht,“ sagte der Lehrer stolz. „Wie könnte er es wagen?“

„Das ist so,“ meinte Mc Kinstry nachdenklich. „Sie sollten ihm aus'm Wege gehen. Das ist besser für Sie. Ueberlassen Sie ihn — oder seinen Vater — 's ist einerlei — nur mir. Lassen Sie sich nicht in meine Saach' mit den Davises mit hineinziehen. Das ist nichts für Sie. Es hat mir schon leid gethan, daß Sie mir in der Geschichte mit den Garrisons die Flinkte gebracht haben. Die Alte häßt' Sie nicht lassen sollen — auch Cressy nicht. Hören Sie auf mich, Herr Ford! Ich denk', ich werd' zwischen Ihnen und den Davises stehen, bis die Kühe nach Hause kommen — bloß — lassen Sie ihn gehen, wenn er sich an Sie 'randrängt.“

„Ich bin Ihnen sehr verbunden“, sagte Ford mit plötzlich aufsteigendem Zorn; „aber ich mag meine Gewohnheiten nicht ändern wegen eines dummen Schuljungen, den ich fortgejagt habe.“ Die ungerechte und kindische Aufwallung trieb ihn wieder die Röthe in die Wangen.

Mc Kinstry betrachtete ihn mit stumpfem, schläfrigem Blick. „Lassen Sie nicht Ihren besten Halt fahren, Herr Ford — und das ist Ruhe. Behalten Sie Ihre Ruhe — und Sie sind fein 'raus in Indianerbrunn. Ich habe sie nicht,“ fuhr er in seiner trägen, gemächlichen Weise fort; „und ein Kerl mehr oder weniger kommt mir nicht drauf an, aber Sie, Sie müssen Ihre Ruhe behalten.“ Er hielt inne, trat zurück und mit einer leichten Bewegung seiner verkrüppelten Hand sagte er: „Es steht Ihnen gut!“

Er nickte, wandte sich um und ging wieder in den Ballsaal. Ohne sich auf weitere Unterhaltungen einzulassen, drängte sich der Lehrer durch die Menge auf der Treppe nach der Straße. Und hier in dem hellen Mondlicht und der milden Sommerluft verrauchte sein seltsamer Zorn ebenso wie die nicht minder seltsame Neugier, welche in Gegenwart Mc Kinstrys über ihn gekommen war. Dort lag der Fluß, dessen Spiegel durch den Nebel herüberblinkte, wie sie ihn zusammen durch das Fenster gesehen hatten. Er wandte seinen Blick zurück nach dem Ballsaal, als hoffe er, daß sie herausschauen werde. Doch er wußte, daß er sie morgen wiedersehen würde, und hastig warf er alle Strupel beiseite, jeden Gedanken an die Zukunft, jedes Bedenken hinsichtlich seines Verhaltens und ging nach Hause, schwelgend in der Erinnerung an das Vergangene. Rupert Filgen, an welchen er nicht weiter gedacht hatte und der nun friedlich neben seinem Bruder schlummerte, hatte auf seinem Heimwege keine thörichtere und gefährlichere Gesellschaft gehabt.

Als er das Hotel erreichte, war er erstaunt, daß es erst elf Uhr war. Noch war niemand heimgekehrt, das Haus war ganz verlassen und nur der Duffetier und das Hausmädchen waren anwesend, welche ihn mit ärgerlichen Mienen betrachteten. Er kam sich thöricht vor und bedauerte halb, daß er nicht geblieben war und mit Frau Tripp getanzt oder wenigstens von den andern abgefordert zugehört hatte. Mit einer hastigen Entschuldigung, daß er Briefe zu schreiben habe, die am Morgen befördert werden sollten, nahm er ein Licht und stieg langsam zu seinem Zimmer empor. Doch als er eintrat, hatte er die Empfindung, daß ihn das vertraute Heim so fremd begrüße. Da war doch sein Tisch, seine Bücher, sein Lehnsstuhl, sein Bett ebenso, wie

er alles verlassen hatte; selbst ein Stück Kuchen, das Hans aus der Tasche gefallen war. Noch war er nicht zu dem Stadium der alles andre verdrängenden Liebe gelangt, da die Geliebte von der Umgebung unzertrennlich ist; noch hatte sie keinen Platz in seinem stillen Zimmer; er vermochte hier nicht einmal an sie zu denken, und denken mußte er an sie, sobald er anderswo war. Ihm kam der tolle Gedanke, durch die Straßen zu wandern, bis der unruhige Traum vorüber war, aber selbst in seiner Thorheit war ihm das Unverständige eines so mondächtigen Unternehmens offenbar. Das Schulhaus! Dorthin wollte er gehen, es war ein angenehmer Spaziergang, die Nacht war schön und er konnte den Myrtenstrauch aus seinem Pulte holen. Er war jetzt zu bedeutungsvoll — wenn nicht zu wertvoll — um dort zu bleiben. Vielleicht hatte er ihn nicht genau genug betrachtet, ebenso wie die Stelle, wo er gelegen, ein beigefügtes Wort oder Zeichen hatte er vielleicht übersehen. Der Gedanke ließ ihm keine Ruhe.

Die Luft war ruhiger und wärmer wie sonst, wenn sie auch die charakteristische, tonlose Klarheit an sich hatte. Das Gras war noch warm von dem Sonnenschein am Tage, und als er unter die Fichten in der Nähe des Schulhauses trat, hatten sie ihren würzigen Duft noch nicht verloren. Der hochstehende Mond warf sein köstliches Zwielficht zwischen die tiefen Schatten, wodurch sein waches Träumen noch gesteigert wurde. Es war nicht weit bis zum Morgen, er konnte sie dann in der Pause leicht hierher in den Wald bringen und da mit ihr sprechen.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Der Sinn für das Wunderbare.

Stets und ständig sind wir von Wundern umgeben, von Merkwürdigkeiten und Erscheinungen, zu deren Erklärung unsre menschliche Erkenntnis nicht ausreicht, in denen sich überfinnliche Wesen, Geister, offenbaren, deren geheimnisvolles Wirken uns verborgen bleibt, die überhaupt nur mit seltenen ausserwählten Menschen, den sogenannten *Medien*, in unmittelbare Verbindung treten. In tausend Tonarten wird diese Melodie von Spiritisten aller Art, Spiritualisten, Occultisten, Mediumisten und noch einer Anzahl anderer „isten“ der Wundergläubigen und Wunderdürstigen Menschheit oder doch dem Teil, der die gläubige Gemeinde bildet, vorgelesen. Der naturwissenschaftlich und philosophisch gebildete Ungläubige, der gegen Wunder dieser Art seine sehr berechtigten Zweifel hegt, kann mit Verunsicherungen dagegen nicht aufkommen; Offenbarungen von Geistern beruhen ja eben auf übernatürlichen Wesen und Kräften und können daher mit natürlichen Wirkungen nichts gemein haben. Verjagt übrigens nicht unsre Erkenntnis auf Schritt und Tritt, finden wir nicht überall unübersteigbare Schranken unsres Wissens und Könnens? Vermögen wir überhaupt in das Wesen der Dinge einzudringen? Und sind nicht auch überaus namhafte Naturforscher, Männer von tiefstem wissenschaftlichen Ernst, die zum Teil auf bedeutende wissenschaftliche Leistungen hinweisen dürfen, überzeugte und gläubige Anhänger der spiritistischen Wunder geworden?

Diese letztere Thatsache ist unzweifelhaft richtig, und gerade sie beweist, wie außerordentlich weit verbreitet die Sucht ist, unerklärliche Wunder zu erschauen, wie tief der Sinn für das Wunderbare in der menschlichen Natur begründet ist. Und ist dieser Sinn für das Wunderbare überhaupt zu tabeln oder zu bekämpfen? Ist nicht vielmehr gerade er es, welcher die Quelle all unsres Wissens bildet? Aller Reiz der Forschung, alle Anregung zum Nachdenken und somit jede Entwicklung der Wissenschaft geht ja doch; von dem Neuen, dem Unverständlichen, dem Merkwürdigen aus. Das Alltägliche und Gewöhnliche, das, was sich immer wieder in gleicher Weise vor unsren Augen abspielt, oder was uns allenthalben umgiebt, übt keinen stärkeren Reiz auf uns aus; wie unsre körperliche Beschaffenheit den Bedingungen, unter welchen wir gewöhnlich leben, am besten angepaßt ist, so sind auch unsre Denkwohnheiten der gewöhnlichen Umgebung angepaßt, und nur durch das Ungewöhnliche wird unser Denken erschüttert und aus der gewohnten Bahn gerissen. So liegt also das Wunder gar nicht in dem, was sich ereignet, sondern es vollzieht sich im Geiste des Beschauers. Gewiß geht von der Betrachtung des Ungewöhnlichen alles tiefere Wissen, jede Wissensentwicklung aus; der forschende Geist begnügt sich nicht mit der ungewöhnlichen und merkwürdigen Thatsache, er vergleicht sie vielmehr andauernd mit dem Gewohnten und täglich Erlebten und sucht hinter den Zusammenhang des Neuen mit dem Alten zu kommen, und ruht nicht eher, bis dieser Zusammenhang ergründet, bis das Neue, Angekommene ein Altes, Gewohntes geworden ist. Auch der Wundergläubige setzt die neue Thatsache, die ihm als Wunder erscheint, in eine Beziehung zu andern Thatsachen; die Gewohnheit des Denkens, alles was uns umgiebt und was wir erleben, in einen Zusammenhang zu

bringen, ist bei uns so herrschend geworden, daß niemals von ihr abgewichen wird. Wo aber der Zusammenhang nicht klar ist, erdichtet und phantasiert sich der Beschauer einen Zusammenhang, in welchem seine eigne geistige Verfassung zu deutlichem Ausdruck kommt. Während z. B. der Großstädter heute bereits achtlos die elektrischen Wagen, die etwas Alltägliches geworden sind, an sich vorbeisaulen läßt, denkt der Indianer oder Neger, der zur Schaustellung hergeführt wird, sicherlich, daß von den Weibern die Geister in ihren Diensten gezwungen sind. Der Zusammenhang, welchen Kinder, ungebildete Menschen und Angehörige wilder, uncivilisierter Stämme in die Natur hineintragen, weist manche Ähnlichkeit auf; ist doch die geistige Verfassung den allgemeinen Lebensbedingungen entsprechend in ihrer Grundlage überall dieselbe. Am unmittelbarsten ist jeder Mensch sich seines eignen Willens und seiner eignen Kraft bewußt, die er nach seinem Willen lenken kann. Daher rührt es, daß er gern jeden auffallenden Vorgang durch den Willen und die Thätigkeit eines ihm ähnlichen lebenden Wesens erklärt. Bei allem Naturvölkern entwickelt sich so eine Reizung, alles als gleichartig mit uns, als belebt und beseelt zu betrachten. Diese Reizung können wir recht deutlich auch noch an unsren Kindern beobachten, und ihre Nachwirkung in uns selbst ist noch so stark, daß nur sehr wenige im stande sind, klar und unbefangen zu beobachten und die wahrgenommenen Thatsachen streng von dem eignen Denken und Empfinden zu trennen.

Eine solche Betrachtungsweise der Dinge konnte von der sich entwickelnden Wissenschaft nur sehr langsam und allmählich überwunden werden. In den Anfängen der Wissenschaft finden wir überall Kräfte, die dem menschlichen Geiste nachgebildet sind. Völlig beseitigt ist dieser Zug selbst noch nicht in den physisch-theoretischen Theorien der Gegenwart. Wenn wir z. B. Elektrizität und Magnetismus als geheimnisvolle ungreifbare Wesen betrachten, die ihren Sitz in den Körpern haben und ihnen ihre wunderbaren Eigenschaften erteilen, so stehen wir noch ganz auf diesem Standpunkte. Freilich denken wir bei diesen Wesen oder Stoffen nicht mehr an ein so laienhaftes Verhalten, wie es uns bei lebenden Wesen als Norm erscheint; völlig verlassen wir aber diesen Standpunkt erst, wenn die genaue Erforschung der Bedingungen der Erscheinungen auf Grund von Maßbegriffen an die Stelle dieser unklaren Vorstellungen tritt. In letzterer Richtung liegt das Streben der modernen Wissenschaft. Der Wilde dagegen stellt sich die geheimnisvollen Wesen als ähnlich mit sich vor, und sucht in seiner Art auf sie einzuwirken. So bildet er sich einen Fetisch, den er durch Beten und Opfern sich günstig zu stimmen sucht; fühlt er sich aber betrogen, so glaubt er den Fetisch bestrafen zu können, indem er ihn schlägt. In seinem ganzen Verhalten zeigt er die allergrößte Ähnlichkeit mit einem Kinde; auch dieses schlägt den Tisch, an dem es sich gestoßen, auch dieses spricht zu Vätern, wie zu lebenden Personen; beide sind nicht im stande, die Traumwelt ihrer Einbildungen und Phantasien und die Thatsachen der Wirklichkeit auseinander zu halten und zu scheiden.

Auf dieser Verfassung des menschlichen Geistes, auf solchen kindlichen Vorstellungen der Wilden und gänzlich Uncivilisirten beruht auch der moderne Spiritismus mit seinem Wunder- und Geisterglauben. Das geheimnisvolle Rücken und Klopfen der Tisch, das Erscheinen weißer Gestalten im Dunkeln, die Befreiung des Mediums aus Schlingen und Banden, und viele andre Dinge sind Thatsachen, die sich ungewisselhaft vollziehen, von denen uns unsre Sinne ganz unmittelbar unterrichten. Der einfache Verstand des in solchen Dingen Unerfahrenen und Angeübten kann den Zusammenhang nur selten erkennen; kommt nun noch eine Reizung zur Mystik, zum Geheimnisvollen und Rätselhaften hinzu, so ist der Glaube an das Wunder meist mansrottbar festgewurzelt. Wo dieser Glaube einmal festen Fuß gefaßt hat, ist er auch durch Aufdeckung des offensichtlichsten Betruges nicht wieder zu zerstören. Ein niedliches Beispiel hierfür erzählt der bekannte Phisiker Ernst Mach: In einer Schaubude wurde ein frei herumgehendes Mädchen gezeigt, welches einmal vom Blitz getroffen worden war und nur infolge dessen beständig elektrische Funken von sich gab. Ein älterer Herr S., ein lüchtiger Fachmann, war geneigt, aus dieser Sache eine ernste Angelegenheit zu machen, zum nicht geringen Vergnügen des Budeninhabers, der heiter schmunzelnd wohl denken mochte: *Difficile est satyram non scribere* (Es ist schwer, keine Satire zu schreiben). Herr S. überredete mich, die Merkwürdigkeit anzusehen. Ich erkannte die Funken als jene eines kleinen Induktionsapparats, konnte aber die Zuleitungen nicht auffinden, obgleich ich einen mit einem Staniolstreifen besetzten Spazierstock mitgenommen hatte. Mein Justitismechaniker jedoch, der ein gewandter Eskamoteur (Taschenpieler) ist, war nach kurzer Autopsie (Besichtigung) über die Anordnung klar, und demonstrierte eine Stunde später dem alten Herrn sein Söhnchen als vom Blitz getroffen. Der alte Herr war entückt. Als ihm aber die einfache Anordnung gezeigt wurde, tief er: „Rein, so war 's dort nicht!“ und verschwand.

Ein anderer Fall ähnlicher Art ereignete sich vor einigen Jahren in Leipzig. Dort hatte eine Frau eine förmliche Gemeinde um sich versammelt, und durch Besuche Christi, der in jeder Sitzung erschien, erhebliche Geldsummen von den Gläubigen erhalten. Einige zu stark Erpuffte waren frugig geworden und hatten die Sache zur Anzeige gebracht. Vor Gericht gaben die gläubigen Zeugen ihrer festen Meinung Ausdruck, daß ihnen Christus erschienen sei und die Geldbeiträge angeordnet habe; aber die Frau selbst gestand den Betrug offen ein und entschuldigte sich nur damit, daß

er ihr durch die Leichtgläubigkeit und Dummheit der Zeugen gar so leicht gemacht worden sei. Trotzdem erhielt sie 1 1/2 Jahre Gefängnis. Als sie wieder in Freiheit gesetzt wurde, fand sich gleichwohl ihre gläubige Gemeinde wieder zusammen, und der Humbug mit Erscheinungen von Geistern der Heiligen zc. begann von neuem. Eine Heilung dieser weit verbreiteten Unsitte darf gewiß nicht darin bestehen, daß man den Sinn für das Wunderbare überhaupt zu ersüden sucht, dadurch würde eine geistige Trägheit verbreitet werden, die den Keim zu jeder geistigen und wissenschaftlichen Fortentwicklung notwendig vernichten müßte. Wohl aber muß und soll man darauf hinwirken, daß der kritische Sinn und die Fähigkeit zu nüchternen Beobachtung mehr gestärkt werden.

Die Wunder werden dadurch nicht aus der Welt geschafft; man kann sogar sagen, daß der Blick für die wirklichen, zu Alltäglichkeiten gewordenen Wunder dadurch wieder mehr geschärft wird. Oder ist es etwa kein Wunder, wenn wir uns frei vor aller Augen in die Lüfte erheben, wenn wir mit einem viele Kilometer entfernten Freunde uns unterhalten, wie wenn er neben uns stände, wenn wir einen Wasserfall zwingen, uns seine Kraft als Licht zu spenden, wenn wir Lichtstrahlen von fernen Welten her durch ein dreilantiges Glas gehen lassen und dadurch über die Stoffe, aus denen jene Welten bestehen und über die Zustände, in denen sie sich befinden, sichere Nachrichten erhalten? Sind diese und tausend andre Wunder, die uns umgeben, nicht mehr wert, als wenn sich jemand im Dunkeln aus seinen Fesseln befreit oder in geheimnisvoller Weise allerlei Hausgerät durcheinander wirft?

Aber die Offenbarungen der Geister und der jenseitigen Welt! Ja, können denn wir uns nicht auch mit den Geistern der Abgeschiedenen unterhalten! Der Forscher in seinem stillen Zimmer sitzt über einer Frage, die er nicht bewältigen kann; er erholt sich Rats in seiner Bibliothek; bald greift er nach diesem Bande, bald nach jenem. Und wenn er das Facit seiner Ueberlegungen zieht, so sieht er, daß es lauter Tote sind, die ihm bei seiner Arbeit behilflich waren. Galilei oder Newton hat er citirt, und willig haben sie ihm ihre Gedanken offenbart. Und wenn es ihm gelingt, einen halb vergessenen Gedanken eines solchen erhabenen Geistes wieder aufleben zu lassen oder gar weiter zu entwickeln, hat dann die Herausbeiwörung des Toten nicht eine ganz andre Bedeutung, als die Geistererscheinungen der Spiritisten, welche stets nur die einfältigsten Gemeinplätze und trivialsten Plattheiten ihrem gläubigen Publikum aufzählen!

Noch ein Wort über die Naturforscher, die dem Humbug der Spiritisten zum Opfer gefallen sind. In der Mehrzahl der Fälle beruht hier der intellektuelle Fehler sicherlich auf einem Mangel an philosophischer Erziehung. Es ist merkwürdig, wie leicht zuweilen nicht nur wissenschaftlich gebildete, sondern selbst hochbedeutende Männer auf die albernsten Sanktionen hineinfallen und an die Wirkungen überfinnlcher Kräfte und Offenbarungen einer geheimnisvollen Geisterwelt glauben, wo der kritischer veranlagte Beobachter nur die geistige Wirksamkeit eines Betrügers wahrnimmt.

Der Mangel an philosophischer Schulung kann durch ernsthaftes Studium der Psychologie beseitigt werden. In vielen Fällen liegt aber die Sache auch anders und tiefer. Nicht selten begegnet es einem Naturforscher, daß er sich über die Tragweite seiner Hypothesen einer seltsamen Täuschung hingiebt. Nur die Erscheinungen zusammenzufassen und zu begreifen, d. h. sie in einem ursächlichen Verhältnis mit einander zu verknüpfen, werden bestimmte grundlegende Annahmen gemacht, die sich außerordentlich förderlich erweisen; ich erinnere z. B. nur an die Annahme von dem atomistischen Aufbau der gesamten Materie. Durch die Erfolge verführt, welche eine solche Hypothese auf einem bestimmten Gebiete hat, wird manchmal vergessen, daß es sich bei ihr nur um die Zusammenfassung bestimmter Erscheinungsgruppen handelt, und sie wird zur Grundlage für die Auffassung der gesamten Welt, sie wird als Weltanschauung gepriesen. Hiergegen erfolgt dann eine Reaktion; eine solche Weltanschauung erscheint manchem Naturforscher zu leicht, zu öde und unzureichend. Dann kann es wohl vorkommen, daß der Spiritismus geradezu ein Gemüthsbedürfnis befriedigt. Befindet sich ein Naturforscher in diesem Fall, so wird er fest am Spiritismus hängen und jede Aufklärung verschmähen. Ist das auch begreiflich, so ist damit doch keineswegs etwas für den Spiritismus gewonnen oder bewiesen; vielmehr enthalten solche Vorgänge nur die erste Warnung, vorläufige Verallgemeinerungen naturwissenschaftlicher Hypothesen vorzunehmen. —

Dr. Bruno Vorwardt.

Kleines Feuilleton.

oe. **In der Konditorei.** Es waren ihrer vier, frische, junge Dinger, so zwischen fünfzehn und siebzehn und offenbar alle aus guter Familie. Wenn vom Papa der großen Blondlockigen die Rede war, hieß es sogar der Herr Direktor. Sie saßen um den kleinen, runden Marmortisch, löffelten Chokolade und knabberten Kuchen, mit Sahne natürlich, dabei schwayten sie; es war recht vergnüglich ihnen zuzuhören.

Die Direktorstochter war in einer Frauenversammlung gewesen, sie erzählte: „Und dann sagte sie: „es wäre ein Skandal, wie

schuldlos die Frau heute dastände und wenn ein Mädchen nur mal allein über die Straße geht, denkt gleich jeder Mann, er könnte es beleidigen und eigentlich könnte eine anständige Frau heut überhaupt nicht mehr auf die Straße gehen, und damit hatte sie recht. Das letzte klang sehr emphatisch.

Die drei andern nickten Beifall.

„Die Herren sind immer so frech!“ sagte die eine, sie wurde Else genannt, „denkt mal wie es mir geht. Neulich in der Potsdamerstraße geht einer vor mir. Ich glaube, es war sogar ein Lieutenant in Civil, er sah so patent aus und hatte einen prachtvollen Schnurrbart, und dann trat er an ein Schaufenster mit lauter Spiegeln und ich stell' mich auch dahin und seh' mir im Spiegel seinen Schnurrbart an, und da sagt er mit einem Mal: „Na Fräulein, was gefällt Ihnen denn am besten, die Hofe zu zehn Mark oder die zu zwanzig?“ Und da sah ich erst, daß es ein Herrenkleider-Schaufenster war. Ist das nicht aber toll?“

„Unverschämtheit!“ entschied die Direktorstochter. „Gerade als ob man sich nicht mal mehr 'n Schaufenster ansehen darf.“

„Du hättest doch einfach sagen sollen, ich suche was aus für meinen Vater.“ schlug eine von den beiden andern vor.

„Ich hab' gesagt: „Sie Affe!““ Else redete sich, sie empfand den Affen offenbar als eine große Heldenthat.

Die drei andern lachten. „Das hast Du wirklich gethan, Elschen?“

Ja das hatte sie gethan!

„Aber eigentlich ist doch das gar nichts,“ meinte die Kleinste geringschätzig, „und er kann gemerkt haben, daß Du in den Spiegel sahst; zu mir hat aber neulich einer gesagt: Fräulein, was sind Sie niedlich, wollen wir nicht zusammen spazieren gehen?“

„Aber wirklich ein Skandal!“ entrißte sie die Direktorstochter.

„Hast Du nicht auch „Sie Affe“ gesagt?“ fragte Else.

„Nein, ich habe gesagt: „Heute nicht, morgen!“ Sie barg das lachende Gesicht hinter der Muffe.

„Aber Alma!“

„Das ist ja ganz unanständig, man darf doch nicht antworten,“ sagte ihre Nachbarin, sie hatte rote Haare und Podennarben.

„Na, es war ja keiner in der Nähe, der mich kannte.“ Alma nahm eine Miene verletzter Würde an. „Und denn hört doch mal weiter, denn hat er gesagt, ob wir uns nicht morgen treffen wollten in der Potsdamerstraße an einem Schaufenster, und ich habe gesagt, ja ich käme, und bin auch richtig hingegangen.“

„Pstui, Alma!“ Die eine schrie es fast lauter, als die andre.

Aber die Kleine lüchelte: „Na doch natürlich nicht an das Schaufenster, sondern gegenüber hinter einer Hausthür. Da hab ich mich versteckt. Und er ist richtig gekommen und hat gewartet, und ich hab derweil hinter der Thür gestanden und ich habe mich halb tot lachen wollen.“ Das wollte sie auch jetzt und die andern mit, nur die Podennarbigte behielt ihr moralisches Gesicht.

„Es ist aber doch fürchtbar unpassend.“

„Ganz famos ist es,“ juchzte die Direktorstochter. „Die Männer nutzen einen ja so oft, warum soll man sie denn nicht wieder nutzen?“ „Und eigentlich macht es doch auch Spaß,“ meinte Alma etwas ironisch, „und es ist so gut wie 'ne Eroberung, man muß ihnen doch gefallen, die Häßlichen reden sie nicht an.“

„Ach nam, was das anbelangt,“ — die Podennarbigte rümpfte die Nase — „als ob es denen nur's Hüßche zu thun ist. Gestern in der Friedrichstraße sprach einer sogar 'ne Dame an, die ganz schön war.“ Man hörte es ihr an, daß sie log. Sie warf den Kopf zurück. „Mir ist übrigens neulich auch mal einer nachgekommen, von der Friedrichstraße bis nach'n Spittelmarkt, und dann hat er immer auf mich eingeredet, ich hab' aber gar nicht nach hingehört.“

„Wer weiß auch, was Du gehört hastest,“ sagte Alma spit.

„In der Friedrichstraße sind sie überhaupt immer so frech,“ unterbrach sie die Direktorstochter. „Man braucht nur mal die Straße hinaufgehen, dann kommt gleich hier einer und da einer, da ist ihnen jede recht.“

„Na ja, Du mußt es ja wissen, Du gehst ja dort alle Tage.“

„Pstui, Irma! Wie Du bist.“ Die Direktorstochter gab der Podennarbigten einen Schubs. „Wo wir am Oranienburger Thor wohnen, da muß ich doch die Friedrichstraße entlang gehen.“

„Na, ich habe ja auch gar nichts gesagt.“ Die Podennarbigte machte ein Unschuldsgesicht.

„Ja die Friedrichstraße ist so beschrien,“ seufzte Else, „aber wißt Ihr, es giebt noch mehr solche beschrienen Straßen, zum Beispiel am Bahnhof Alexanderplatz. Da habe ich mal gelesen in 'ner Zeitung, die Mädels, die da in dem langen Bahnhofsgang gehen, von denen wüßte jeder, daß sie bloß Bekanntschaften machen wollen. Es war aber noch gemeiner gesagt. Und dann bin ich mit meiner Cousine mal hingegangen und wir haben's uns angesehen und es haben uns gleich zwei Herren angeprochen. Da sind auch keine feinen Herren, bloß solche Kaufmannsjungens ans'm Centrum.“

„Feine Herren trifft man überhaupt nur bei uns im Westen,“ brüstete sich Alma. „Wir haben da auch solchen Platz: 'ne Konditorei in der Potsdamerstraße. Früher war's 'ne feine Konditorei, aber Mama sagt, man könnte jetzt beinahe nicht mehr hingehen, weil so viel Mädchen da sitzen und auf Herren warten; ich habe aufgepaßt, es ist auch so.“

„Das möchte ich mal sehen,“ sagte die Rothhaarige.

„Wir können uns ja das nächste Mal da treffen.“

„Ach ne, das laß' man lieber sein.“

„Wir können ganz ruhig hingehen, es ist sonst 'ne sehr feine Konditorei.“

„Na, dann wollen wir doch mal,“ intonierte die Direktorstöchter galblaut.

„Au ja, wir wollen morgen hingehen, ja?“ Sie sprachen wieder alle zusammen.

„Aber Kinder, nicht lachen, wenn sich einer mit an unsern Tisch setzt,“ warnte Alma.

„Ueberhaupt nicht thun, als ob man ihn versteht; sie werden da gleich sehr unverschämt.“

„Das glaube ich,“ sagte die Direktorstöchter.

„Ja, die im Frauenverein haben wirklich recht, 'ne anständige Dame kann heutzutage wirklich kaum noch allein ausgehen.“ —

Theater.

Leffing - Theater. Gastspiel der Madame Réjane. — Die Réjane begann ihr diesmaliges Berliner Gastspiel im Leffing-Theater mit der Danetta in Brieux' „La Robe rouge“. Sie spielte, so wie ihr Ruf erwarten ließ, daß sie spielen würde, mit außerordentlich temperamentvoller Natürlichkeit. Alles kam bei ihr einfach und schlicht heraus und war, ohne Miße und Sprünge, mit feinstem künstlerischen Verstande miteinander abgestimmt. Die Danetta der Réjane hatte nicht jenen Reiz des kindlich-Mührenden, durch den die Niemann-Nabe in der gleichen Rolle auf dem Berliner Theater die Herzen einnahm; aber, was ihrer Bäuerin an naiver Liebenswürdigkeit etwa abgehen mochte, das gewann sie doppelt und dreifach an Einheit, Geschlossenheit und damit an unmittelbarer Ueberzeugungskraft der Figur. Bei aller zierlichen Anmut der Gestalt glaubte man ihr in jedem Augenblick die bastliche Bäuerin, das Weib Etchepares, so charakteristisch war das Mienenpiel, das gramvolle, verschlagen blickende Antlitz, die künstlich unbeholfene Art der Armbewegungen, die scheue und geduckte Haltung. Auch in den großen Ausbrüchen wildzorniger Erregtheit klang überall der Grundton des individuellen Charakters sehr vernehmlich durch. Für mein Gefühl sogar zu vernehmlich. Hier soll doch, nach der Idee des Dichters, das geängstigte Weib über die Schranken seines Sonderwesens hinaus zur furchtbaren Kullägerin und Rächerin erwachen. Ihr Aufschrei soll mit elementarer Gewalt, gleichsam aus den Tiefen der getretenen Menschheit, hervorbrechen. Die symbolische Größe aber blieb die Bäuerin der Réjane uns schuldig. Rosa Vertens, die im vorigen Jahre diese Rolle in der Leffingtheater-Aufführung spielte, wirkte gerade in diesen Partien ursprünglicher und stärker.

Unter dem französischen Ensemble ragte Herr Gaston Du-bose hervor. Sein Untersuchungsrichter Rouzon war eine trefflich beobachtete Figur, eine Mischung von kaltherziger Strebergesinnung und nonchalanten Schwerenöbertums, wie sie zu Duzenden umherläuft; dabei mit einer verblüffenden Kunst des Sich-in-Szene-setzens ausgestattet, ein juristischer Karrieremacher, dem es für diesen Zweck auch an dem nötigen intellektuellen Fonds nicht gebricht. Das Zusammenspiel war frisch und von französisch-lebhaftem Tempo. Das vollbesetzte Haus spendete reichen Beifall, von dem ein guter Teil aber sicher auch dem Dichter gegolten haben wird. —
-dt.

Musik.

Von dem Streichquartett der Gebrüder Borisk läßt man sich allemal wieder gern einen ansprechenden Konzertabend bereiten. Sie sind die feinen, zarten, ausgeglichenen, dabei gewandten und flotten Spieler, die zum Teil auch einen gestaltungsreichen Vortrag zu geben verstehen. Die Klavierbrant des Quartettes, Fräulein E. Erfurth, schließt sich diesen Vorzügen so innig an, wie es eben den strengen, das Eingehen in ein Ganzes verlangenden Forderungen des Kammermusikspiels entspricht. Nur natürlich mit dem Abstand, der in der Regel immer zwischen Streicher und Klavierspieler besteht, und den wir nentlich besonders gut bei der Klavier-Kammermusik der Professoren Barth usw. beobachten konnten: Der Streicher ist dem Klavieristen in der lebendigen, befehlten Bewegtheit des Spiels, also im wahrhaften Ausdruck, ungefähr um so viel voraus, wie ein Instrument mit selbständig erzeugtem Ton dem Mechanismus des Klaviers voraus ist. Wo es galt, sowohl korrekt als auch frisch, mit sicherer Gewandtheit und mit geschmackvoller Vermeidung von künstlerisch Störendem zu spielen, da zeigte Fr. Erfurth ein gediegenes Können; so in den zwei schnellsten Sätzen des unverwundlich gehaltvollen Klavierquintetts von Rob. Schumann. Wo es jedoch galt, die Vortragskünste anzuwenden, die nun einmal nicht die landläufigen sind, also zumal die der Verschiedenheiten des Tongewichts (die „metrischen“), da versagte sie; so in den zwei langsamen Sätzen jenes Quintetts. In dem markhaften Satze desselben konnte man auch den Vorzug des Prinzipalers vor seinen Partnern an der einen Kleinigkeit bemerken, daß die sechs Fehntel des Hauptthemas bei jenem durchschnittlich etwas später kamen als bei diesen — und eher zu spät als zu früh müssen sie dem auch in der That kommen. In ähnlicher Weise wäre bei Beethovens Violinsonate Es-dur der Vortrag des langsamen Satzes durch die Klavierpielerin zu kritisieren. Und wie man im Schlußsatz derselben Sonate den doppelten Aufstakt des Grundthemas so wichtig nehmen kann, wie es hier die Klavierpielerin gethan hat, würde schwer begreiflich sein, wäre man an dergartiges nicht schon gewöhnt.

Die leidige Gewöhnung kam einem selbst ein Konzert wie das der Sängerin Elfrieda Mohda erträglich machen. Man hat hier keine Rosa Ettinger vor sich, von deren großem Können

eventuell dies und das abzugiehen ist, sondern eine Westgerin so und so vieler uninteressanter technischer Mängel, zwischen denen man für eine Anerkennung retten möchte, was eben zu retten ist. Ob jemand aus der unschönen Votalisierung der Dame herausbekommen konnte, was für eine Landsmännin sie ist? Ich möchte sie auf Quietschdorf bei Eispelhausen, Post Zabrud, einschägen. Für eine Französin vermischt sie auch die französischen Consonanten zu sehr; im übrigen waren ihre zahlreichen netzlichen Lieder in dieser Sprache noch ihr Bestes, und für irgend eine Chanson u. Co. Firma mag sie ganz wohl taugen — samt ihrem Geiger, Herrn Joan Manén. Sollte jemand noch nicht wissen, wie sich Kunst, d. h. kurz: sinnfälliger Ausdruck von Geistigem und Nichtkunst unterscheiden, der höre sich diesen Virtuosen und die hier zum erstenmal gespielte Eigenmobilität von F. Palloffen an. Daß der Violinist seine Hexereien mit höchsten Tönen nicht einmal — nach dem Grundsatz „wenn schon, denn schon“ — mit vollendetester Zauberhaftigkeit des Tones spielt, usw. usw., wird ja wohl die Klarheit jener Erkenntnis nicht trüben. —
sz.

Humoristisches.

— In der Klemme. Junge Dame: „Was soll ich jetzt anfangen? Für's Ballett sei ich zu mager, sagt der Agent, und für's Ueberdrettel zu dick.“ —

Nachtlied.

Wald haben vorm Brett' wir Ruh,
Nicht mehr würdest Du
Seines Geistes Hauch.
Sein Ruhm ist hin — er verhallte.
Warte nur, balde
Ist's Schall und Rauch. —

(„Jugend.“)

— Eine fidele Eisenbahn. „Um Gottes willen, Schaffner, was ist denn das für eine Wirtschaft? Alle Augenblicke steht der Zug mit einem fürchterlichen Ruck still, so daß uns die Sachen im den Kopf fliegen?“

„Ja wissen S., ich habe auch schon genug g'schimpft, aber es hilft nichts; da hinten im letzten Wagen sitzt eine Gesellschaft bezogter Vergnügler, die schlagen bei jeder Telegraphenstange ihre Gispindel ein und halten dadurch den Zug auf, die Bande, die verflügelt!“ —

Notizen.

— „Onkel Wanja“ und „Drei Schwestern“, zwei Dramen Anton Tschechows, erscheinen demnächst in deutscher Uebersetzung von August Scholz bei Dr. John Edelheim in Berlin. Dieser Verlag wird auch die anderen Dramen Tschechows herausbringen. —

— Der Giordano Bruno-Vund veranstaltet auch in diesem Winterhalbjahr einen Vortragsschluß im Bürger-saal des Rathauses, stets an einem Mittwoch abends 8 Uhr pünktlich; und zwar wird am 27. November Dr. Hermann Türc aus Jena über „Die Weltanschauung des Genies“ sprechen, am 18. Dezember Wilhelm Bölsche über „Naturforschung und Optimismus“, am 22. Januar Dr. Bruno Wille „Ueber den Sinn des Lebens“, am 19. Februar Dr. Karl Hauptmann aus Schreiberhan über „Grenzen der Wirklichkeit“ und am 19. März Dr. Rudolf Benzig — mit Dr. Rudolf Steiner als Korreferenten — „Ueber den erziehlchen Wert der Weltanschauung“. Serienkarten zu 3 Mark für alle fünf Vorträge und Einzelsarten zu 75 Pfennigen sind zu haben in den Nicolaischen Buchhandlungen Dorotheenstr. und Potsdamer Brücke, in der Anders u. Vuflebschen Buchhandlung, Potsdamerstr. 100, und in der Späth'schen Buchhandlung gegenüber dem Rathause. —

— „Schall und Rauch“ bringt in seiner heutigen Vorstellung folgende Novitäten: „Familien-Idyll“ von Mélonier, „Ein Bruderherz“ von Elsd de Vassan, „Herbstzauber“ von Rudolf Bresber, „Der Abschluß“ von Richard Nordhausen-Caliban, „Kasperletheater“ und „Unbelaunte Momente“ von Richard Wallentin. —

— Wendelin Weichheimers Oper „Meister Martin und seine Gesellen“ geht am 17. November im Darmstädter Hoftheater erstmalig in Scene. —

— Der größte Hochofen in Europa wird dieser Tage in Eijenerz (Steiermark) in Betrieb geiezt; er ist 34 Meter hoch und für eine Produktion von 4000 Metercentnern täglich eingerichtet. —

— Die Gasteru Extension Telegraph Company teilt einen interessanten Fall von Kabelunterbrechung durch Fischbisse mit. Die in tiefem Wasser verlegten Kabel waren bisher derartigen Störungen nicht ausgesetzt. Nun wurde kürzlich an der Leitung Sydneey-Roson ein Fehler beseitigt und dabei wurde in einer Tiefe von 330 Faden ein Kabelkern ein Haifischzahn gefunden, obgleich die Leitung durch die üblichen starken Hüllen geschützt war. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint am Sonntag, den 17. November.